

„Communio et Progressio“, an deren Kommunikationsmodell er sich orientiert, pädagogisch zu kurz greift. So wird die bildungstheoretische Grundrelation – das Verhältnis des Menschen zur Welt – und ihre Veränderung durch die modernen Medien zu wenig berücksichtigt. Hoffmann weist auf dieses Defizit selbst hin, aber es ist auch für seine Argumentation charakteristisch. So kommen bei ihm Stichworte wie Agenda-setting-Funktion der Medien oder Wirklichkeitsdefinition durch Medien, die auch religionspädagogisch wichtig sind, nicht vor.

Auf Details ist hier nicht einzugehen. Des Hinweises wert ist jedoch, daß im lateinischen Originaltext von „Communio et Progressio“ nicht wie in der deutschen Übersetzung von Medienpädagogik die Rede ist, sondern der Begriff „institutio“ gebraucht wird. Übersetzt man wörtlich, also mit Unterricht, Unterweisung, so liefe das eher auf Medienkunde hinaus. Nun ist gewiß Medienerziehung nicht möglich ohne Medienkunde; dennoch sind beide sowenig identisch, wie Sexualkunde und Sexualerziehung es sind. Würde genuin pädagogisch argumentiert, so bedürfte es aber auch nicht der speziellen These: „Medienpädagogik hat wesentlich ethische Kom-

ponenten“ (248), denn jede Pädagogik hat wesentlich ethische Komponenten.

Abschließend könnte man fragen, ob die gegenwärtige Veränderung der Medienlandschaft nicht die Grenzen bisheriger Medienpädagogik aufweist. Die Medienpraxis scheint zunehmend zu einem Appendix der ökonomischen Praxis zu werden. Symptomatisch auch, daß die öden Zeichentrickprogramme der kommerziellen Sender inzwischen von etwa doppelt so vielen Kindern gesehen werden wie die relativ ambitionierten der öffentlich-rechtlichen Sender. Andererseits besteht die Ironie dieser Entwicklung darin, daß im kommerziellen bzw. dualen System die Nachfrage das Angebot bestimmt und insofern die Abnehmer die Gestaltung des Programms mitbestimmen. Fast möchte man ausrufen: Welche Chancen für die Pädagogik! Aber gegenwärtig dürften selbst die größten Optimisten diesen Ruf nicht über die Lippen bringen. *Rainald Merkert*

¹ Bernward Hoffmann: Medienpädagogik im kirchl. Feld: Entwicklungen, Konturen, Probleme, Perspektiven. Eine Studie zu Konzepten und Diskussionen im Feld der kath. Kirche in Deutschland. München: Fischer 1993. 350 S. Kart.

Eine evangelische Kirchengeschichte

Die seit 1975 in Österreich publizierten „Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte“ enthalten als dritte der fünf Reihen die zwei ersten Bände zum Thema „Österreich und Südmittleuropa“, herausgegeben und verfaßt von Peter F. Barton (geb. 1935 in Wien), Leiter des „Instituts für Protestantische Kirchengeschichte“ in Wien. Die Drucklegung wird unterstützt durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Wien, die Evangelische Kirche in Österreich und den dortigen Martin-Luther-Bund¹.

Der Titel beider Bände kombiniert zwei verschiedenartige Begriffe: einen historischen und einen geographischen. Mit „Ostarichi“ wurde erstmals 996 die von Otto d. Gr. nach dem Sieg über die Ungarn geschaffene Markgrafschaft „Ostmark“ benannt. Die Raumbezeichnung „Südmittleuropa“ meint in diesen beiden Bän-

den die Provinzen des Römischen Reichs südlich der Donau, im Westen beginnend mit der Provinz Raetia, zu der Tirol, Vorarlberg, Bayern, Südwürttemberg und Churrätien gehörten. Zeitlich beginnen die Darstellungen um die Jahre 112/175, als erstmals Christen in diesem Raum bezeugt sind, und enden mit dem Slowenensturm im frühen 7. Jahrhundert.

Man kann fragen, ob sich innerhalb dieser räumlichen und zeitlichen Grenzen ein sinnhafter Gegenstand kirchengeschichtlicher Beobachtung ausmachen läßt. „Es ist hohe Zeit, daß die kirchengeschichtliche Forschung sich nicht definitiv auf die beschränkenden Grenzen einer politischen statischen Größe einengen läßt“ (I, 7). Der Verfasser überhöht diese methodologische Überlegung ins Theologische: Es geht um die Erkenntnis, „daß im christlichen Kerygma Gott nicht ein Gott des Raumes, sondern der Zeit ist“.

Es ist Peter F. Barton vorzüglich gelungen, diese territoriale Kirchengeschichte in den gesamtkirchlichen Zusammenhang zu stellen. In drei Kapiteln (I, 144–247) erörtert er bis zu Theodosius I. die trinitätstheologischen Kontroversen und deren Verzweigungen im Horizont der „*migratio gentium*“. Die christologischen Auseinandersetzungen werden im Zusammenhang mit dem „Machtkampf der Patriarchate“ dargestellt (II, 75–106). Die theologischen Ausstrahlungen in die Geschichte des Christentums in Österreich und Südmitteleuropa werden so detailliert untersucht, daß es kaum einen Winkel in diesem auch allgemeinesgeschichtlich breit behandelten Großraum gibt, der nicht ausgeleuchtet wird. Die Heranziehung von Bodenfunden stützt die kritische Betrachtung literarischer Quellen. Die Baugeschichte ist reich belegt. Doch es werden Schwerpunkte gebildet, werden zu diesem Raum gehörende spezielle Erscheinungen in monographischem Stil behandelt, so der um 304 gestorbene Märtyrer Florian von Noricum (I, 125–131) oder Martin von Tours, Hieronymus und Ambrosius, die aus verschiedenen Gründen diesem Raum nahe sind (I, 217–242).

Peter F. Barton legt in der Einleitung zum ersten Band ein Glaubensbekenntnis ab. Er spricht vom „Versuch einer dem evangelischen Glaubensverständnis verpflichteten, gleichwohl aber den ökumenischen Geist betonenden Gesamtdarstellung der Kirchengeschichte dieses Bereiches“. Er macht es sich nicht leicht damit, diese Haltung in seinen historischen Interpretationen zu bewahren. Er kritisiert oft scharf die Intoleranz in den theologischen Auseinandersetzungen, sieht unter Ambrosius „bereits einen strikten, wenn auch gottlob noch moderaten Kurs der Intoleranz eingeschlagen“ (I, 240). Doch in einer Anmerkung (245) stellt er sich selbst zur Rede: „Natürlich ist ein neuzeitlicher Toleranzbegriff (von einem solchen des 20. Jahrhunderts ganz zu schweigen) nicht ohne Abstriche auf das 4. Jahrhundert anzuwenden.“ Interessant ist der Umgang mit den Begriffen „Kirche“ und „Ketzer“. Der Verfasser hofft darauf, es werde sich endlich „die Bezeichnung der Vertreter der Homöer (vulgo: Arianer), Monophysiten, Nestorianer als Christen eigenständiger Konfessionskirchen und nicht als Häretiker“ durchsetzen; ein paar Zeilen

später räumt er ein, daß die Kirchengeschichte auch große Theologen (wie etwa Markion) als „Ketzer“ bezeichnen muß (I, 299).

Ein *Punctum saliens* ist gegeben, wenn in einem dezidiert „evangelischen Glaubensverständnis“ von Rom gesprochen wird. Im Rahmen einer durchaus berechtigten Kritik apostolischer Gründungslegenden heißt es: „wie ja überhaupt vom ganzen Westen des Imperium Romanum (einschließlich der ‚urbs‘ selbst) kein einziger glaubwürdiger Bericht von apostolischer oder apostolisch legitimer Kirchengründung vorliegt“ (I, 27). Dies gilt in der Tat auch für Rom; doch die Namen Paulus und Petrus heben die „urbs“ weit hervor. Anstoß nimmt der Verfasser an dem „dogmengleichen Glaubenssatz, daß die Missionierung und Christianisierung nur von Rom ausgegangen sei“ (I, 22). Dies bekundet zwar Papst Innozenz I. (402–417) in einem Brief; aber es ist tendenziös, ihn zum Dogma hinaufzustilisieren. Nicht ohne ein gewisses Mitgefühl beschreibt der Verfasser (II, 238) das Schicksal des Papstes Vigilius (537–555); auch in katholischer Historiographie gilt dieser Pontifikat in seiner Abhängigkeit vom byzantinischen Kaisertum als „unwürdig“ (K. Baus). Peter F. Barton spricht zurückhaltend von einem „tragischen Modellfall für die Schwierigkeiten, die das Postulat päpstlicher und konziliarer Infallibilität mit sich bringen kann“. Doch ein wenig überzogen wirken die heftigen Äußerungen des Verfassers zu dem zweifellos peinlichen Glückwunsch, den Gregor der Große an Phokas gerichtet hat, der 602 den Kaiser Maurikos in grausamster Weise gestürzt hat.

Von seinem Glaubensverständnis her ergeben sich auch Urteile des Verfassers über die Entwicklung der Kirchenverfassung. Als die Gemeinden in den Städten anwuchsen, kam es nicht nur zur Differenzierung der Ämter, vielmehr begann „die Gemeinde Christi in sehr ungunstiger Weise in die ‚Stände‘ des Klerus und der Laien zu zerfallen“ (I, 28). Die Legitimation des Bischofsamtes betrachtet der Verfasser als eine Reaktion auf gnostische Lehren. „Gegen diese Bedrohung durch eine häretische Legendenkonstruktion wehrte sich die Frühkirche durch die Legendenkonstruktion von der apostolischen Sukzession des Bischofsamtes.“ So wird das sich monar-

chisch entwickelnde Bischofsamt „zu einem Konstitutivem der sich allmählich konstituierenden ‚frühkatholischen‘ Großkirche“ (I, 20f.). Doch sieht der Verfasser in dieser Entwicklung „zwar die Weite des Christentums verengt“, muß aber doch feststellen, daß auf solchem Weg bibelwidrige Häresien abgewehrt wurden (I, 29). Solche Selbstkorrekturen machen einen Reiz der Lektüre aus.

Dies gilt auch für den Komplex Mönchtum und Askese. Mit wenig Verständnis wird dem „Miles christianus“ der Mönch gegenübergestellt, „der sich der Weltverantwortung und dem furchtbaren Geschehen wenigstens z.T. entziehen und auf Versorgung – das Kloster ist primär auch Versorgungsinstitut – rechnen kann“ (II, 269). Aber wenn es um das Mönchtum des heiligen Severin geht, läßt der Verfasser ein helles Licht aufstrahlen.

Jedenfalls dem traditionellen evangelischen Verständnis entspricht die kritische Darstellung der Marienverehrung, so wenn im Zusammenhang mit der Übernahme heidnischer Kulte von der „Verehrung der zu einer antiken Magna Mater stilisierten und quantifizierten Mutter unseres Herrn und Heilands“ gesprochen wird, mit Aufzählung der bekannten Marienwallfahrtsorte (I, 62). Von der Tonart einer Streitschrift des Hie-

ronymus gegen den römischen Laienexegeten Helvidius läßt sich der Verfasser selbst anstecken, wenn er schreibt, Hieronymus postuliere „kampfesfroh die immerwährende Jungfräulichkeit Marias und sucht die biblische Bezeugung der Geschwister Jesu rabulistisch wegzuninterpretieren“ (I, 225). Angesichts des vom Verfasser bekundeten „ökumenischen Geistes“ hätte er auf die Kontroversen hinsichtlich der Exegese der sieben einschlägigen NT-Stellen hinweisen müssen.

Tritt in manchen Partien dieser Bände die besonders in der Geschichte der protestantischen Kirchenhistoriographie beheimatete Theorie von der Dekadenz im Verlauf der kirchlichen Geschichte zutage, so schließt der zweite Band doch hoffnungsfroh: „Der neue Aufschwung missionarischer Aktivität setzte nur sehr langsam ein – aber er setzte ein. Der Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus boten sich langfristig neue Chancen.“ Man kann auf die folgenden Bände dieser Reihe gespannt sein. *Oskar Köhler*

¹ Barton, Peter F.: Geschichte des Christentums in Österreich und Südmitteleuropa. Bd. 1: Frühes Christentum. Bd. 2: Von der Gotennot zum Slowenensturm. Wien: Böhlau 1992. 360 S., 400 S. (Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte. 3. Reihe). Kart. je 98,-.